

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Villinger, Hermine: Die Narren-Rosel [4 Bilder; Becker, Karl]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Sessel, stumpf vor Verzweiflung. „Karoline, er bringt mich mit den Käfen um.“

„Wer denn, Frau Kommerzienrätin?“

„Mein Neffe Zsbor! Natürlich hat er diese Käse nicht ausgesucht, sondern mir das nur vorgeschlunkert. Ich wollte die Hälfte Geld an den Käfen verlieren, wenn der Mann sie wieder nähme oder hier jemand sie kaufte. Herrgott, warum habe ich das nicht gleich den Leuten angeboten! Karoline, ich schreibe dir die Namen auf, du gehst noch einmal herum —“

„Zsig Goldstaub von der Firma Löwenthal und Kompanie,“ ruft das Stubenmädchen.

Zsig Goldstaub verneigt sich und bringt Vollmacht von seinem Chef, wegen des Preises zu verhandeln. Mit dreiunddreißigeindrittel Rabatt nimmt er sie, erklärt er, begnügt sich jedoch auf Karolinens Einschreiten mit zehn Prozent und verspricht sofortige Abholung.

„Junger Mann,“ sagt die Frau Kommerzienrätin mit erleichtertem Herzen, „dürfen denn die Käsehändler in Neuschätel, wenn Käse bestellt werden, wirklich ohne weiteres von den großen schicken?“

„Von den großen, gnädige Frau? In Neuschätel in der Schweiz giebt es keine andern. Ah, Sie meinen die kleinen Dessertkäse? Die kommen aus einem andern Neuschätel, hinter Paris, her!“

### Die Narren-Rosel.



Die Stadt St., bestehend aus einer einzigen langen Gasse und ungefähr dreitausend Einwohner zählend, befand sich eben in einer gewissen Aufregung. Der alte Fürst, dessen Güter in der Nachbarschaft lagen, wünschte plötzlich die Gebeine seines Vaters in die Familiengruft zu überführen. Mit denen hatte es folgende Bewandtnis. Der Fürst war im Jahr 17. . . gestorben, gerade als die Umgegend in unerquicklichen Kriegshändeln lag. Man begrub daher den alten Herrn über Hals und Kopf auf dem Kirchhofe zu St. Der Sohn aber wurde von seinem Erbe vertrieben, lebte eine Zeitlang im Auslande, erhielt später seine Güter zurück, heiratete und erlebte so vielerlei, daß er es immer hinauschieben mußte, die Überreste des alten Fürsten in die Familiengruft zu verbringen. Nun aber war der junge Fürst selbst zum alten Mann geworden, die Ereignisse hörten auf, sich in seinem Leben zu drängen,

und der sehr begreifliche Wunsch, den Vater endlich der Reihe seiner Vorfahren anzuschließen, erwachte von neuem in ihm. So ritt er von seiner Burg herab gen St., hinter sich das wunderbarlich gefornnte Geschlecht der Hegauerberge, rechts von der Straße zogen sich anmutige, rebenbepflanzte Hügel hin, aus der Ferne blinkte der Bodensee. Der Fürst ritt fürbaß und langte des Abends in St. an; die Kinder des Städtchens gaben ihm das Geleite bis vor das Amtshaus, wo ihn der Oberamtman empfing. Dieser führte den hohen Gast nach kurzer Besprechung nach dem Kirchhofe, der inmitten des Städtchens die Kirche umschloß. Schon viele Jahre jedoch wurde kein Mensch mehr hier begraben; die alten Grabsteine lehnten teils an der Kirche, teils längs der Mauern. Auch rasenbedeckte Hügel erhoben sich noch da und dort unter uralten Kastanienbäumen.

„Ja,“ sagte der Fürst und schaute sich ratlos um, „also Sie wissen es auch nicht — das ist eine fatale Sache.“

Der Oberamtman erwiderte: „Gewiß giebt es unter den alten Leuten solche, die die Grabstätte Sr. Hoheit des Fürsten noch wissen; ich bin erst kurze Zeit hier, werde es mir aber angelegen sein lassen, das Grab herauszufinden.“ — „Nur keinen Irrtum,“ meinte der Fürst.

„Der ist unmöglich, Hoheit,“ erklärte der Oberamtman, „wir haben es ja verbrieft, daß der Fürst sechs Fuß tief statt acht unter der Erde liegt, und daß seine Überreste zudem in einem Zinnarge ruhen. Wer sollte sonst von den hier Verstorbenen in einem Zinnarge liegen?“

Der Fürst nickte, und da er sah, daß die ganze Kirchhofmaner mit neugierigen Kindern besetzt war, und daß dahinter mindestens halb so viele Weiber schwarzen und mutmaßten, wandte er sich mit einem ungeduldigen Achselzucken zum Gehen. Vor ihm her stob das Volk wie eine aufgeschreckte Herde Gänse auseinander.

Der Oberamtman begann seine Nachforschungen damit, daß er die alten Leute des Ortes einzeln auf den Kirchhof kommen ließ, und sie nach dem Grabe des alten Fürsten befragte. Es kam aber nichts dabei heraus, denn jeder bezeichnete ein anderes Grab, und alle schwuren hoch und teuer, daß dieses, welches sie meinten, das richtige sei. Somit stand eines Tages der Oberamtman vor acht richtigen Gräbern und bemerkte, daß die Sache weniger leicht war, als er sich eingebildet.

Er hatte gerade zu Nacht gespeist auf der kleinen Veranda hinten am Haus, als Sales, der Amtsdieners, mit seinem Arm voll Akten in den Hofraum trat.

„Zu melden, Herr Oberamtman,“ begann er, „bleibt uns gewissermaßen nur noch ein Mittel in der bewußten Geschichte, und das ist die Narren-Rosel. Die Narren-Rosel nämlich ist gewissermaßen das älteste lebende Exemplar in der Stadt; sie zählt ihre hundert Jahr so gut wie ein Kreuzer, aber sie giebt sich unverschämtermaßen für eine Fünfzigjährige aus. Das wollte ich aber noch hingehen lassen, Herr Oberamtman, wenn es mit der Narren-Rosel nicht noch eine ganz absonderliche Bewandtnis hätte, indem sie gewissermaßen zugleich eine Judenfrau und getaufte Christin zusammen ist.“

„Rieber Sales,“ unterbrach der Oberamtman den Nebenfluß seines Dieners, „es handelt sich doch wohl hier um weiter nichts als darum, ob die Frau imstande ist, uns das Grab zu bezeichnen oder nicht.“

„Und ob sie's imstande ist,“ entgegnete Sales,



„denn wozu ist diese Kreatur nicht imstande! Herr Oberamtmann, sie weiß was jedermann tocht; kaum ist einer gestorben, steht sie schon vor der Thür und will sich die alten Kleider erhandeln; sie ist gewissermaßen das Ugerneis unserer Stadt, Herr Oberamtmann und ich wollte —“

„Zuvörderst, mein lieber Sales,“ fiel ihm hier der Oberamtmann abermals ins Wort, „wäre es mir angenehm, wenn Sie mir sofort die bewußte Persönlichkeit nach dem Friedhof bestellen wollten.“

„Zu Befehl, Herr Oberamtmann,“ lautete die Antwort des Amtsdieners, aber er bewegte sich nicht von der Stelle, „es ist mir nämlich gewissermaßen darum zu thun,“ sagte er, „dem Herrn Oberamtmann eine bestgemeinte Warnung zukommen zu lassen. Der Herr Oberamtmann wissen, daß diese Stadt hier die privilegierte Narrenstadt St. ist, ich selber aber bin privilegierter Narrenschreiber und möcht' deshalb auf unsere privilegierte Narrenzunft nichts kommen lassen. Die Narren-Rosel aber ist sonderhaft schlecht auf diese Zunft zu sprechen, denn sie hat ihr die heilige Taufe zu verdanken; statt sich nun aber zu freuen, durch diesen Umstand der himmlischen Glückseligkeit gewissermaßen teilhaftig zu werden, schimpft sie über die privilegierte Zunft in der ausdrücklichsten Weise, so daß ein Fremder leicht des Glaubens werden könnte, unsere privilegierten Herren Narren hätten in der That ein Unrecht“ —

„Genug,“ sagte der Oberamtmann, „ich bin nun vorbereitet. Bestellen Sie die Frau auf den Kirchhof.“ Damit erhob er sich und ging ins Haus, so daß dem Sales nichts anderes übrig blieb, als endlich zu thun, wie ihm befohlen worden.

Den Oberamtmann aber fing die Sache an zu interessieren. Er selber war kurz vor der Faschingszeit in die kleine Stadt versetzt worden und hatte hier einen Fasching erlebt, wie er toller, ausgelassener und ungebundener sich nicht gedacht werden konnte. Und diese Faschingsfeier stand ganz vereinzelt da unter sämtlichen Städtchen und Ortschaften der Umgegend, denn das katholische St. war in der That eine privilegierte Narrenstadt. Damit war es also zugegangen. Als Herzog Albrecht der Weise von Osterreich mit seinen Truppen im Jahre 1315 in die Schweiz marschierte, bemerkte er zu spät, daß ihm der Rückzug abgeschnitten war und er vorausichtlich der Uebermacht der Schweizer unterliegen mußte. Da sprach Ruony, sein Hofnarr, welcher ein Kind der Stadt St. war, im Kriegsrat zu Stein: „Euer Rat gefällt mir nit; ihr habt wohl geraten, wie ihr in das Land Schweiz kommen wollet, aber ihr hättet besser gethan, zu beraten, wie ihr wieder wollet herauskommen.“ Und er führte die bedrohten Osterreich

glücklich auf heimlichem Weg aus der Schweiz heraus. Dafür erbat sich Hans Ruony die Narrenfreiheit für sein Heimatstädtchen, und also verlieh Herzog Albrecht in Anerkennung der weisen Mahnungen seines Hofnarren der Stadt St. die Narrenprivilegien. Dies alles stand getreulich in der Urkunde verzeichnet, welche dem Oberamtmann bei seiner Ankunft in die kleine Stadt überreicht wurde. Das Motto des Narren diploms aber lautete:

„Warum soll im Leben  
Ich nur ernsthaft streben?  
Warum soll beim Wein  
Ich nicht narretlein?  
Besser ungebunden  
In der Tafelrunde

Als das ganze Jahr ein Narr zu sein. Die Leute von St. nun freuten sich ihres Rechts und gebrauchten es redlich, so daß von dem Augenblick an, wo der große Narrenbaum aus dem Walde geholt und mit Bändern gepußt neben den Narrenbrunnen gepflanzt wurde, es keinen vernünftigen Menschen mehr in St. gab, außer dem Häuflein schüchternen Juden, die sich in der einzigen Nebengasse des Städtchens aufhielten. Der Oberamtmann hatte gesehen, wie mancher alte Brauch aus längstvergangener Zeit an diesen Tagen wieder auflebte. Kinder, welche man während der Faschingsstage zur Taufe trug, wurden von den Narren abgefaßt und zur Kirche gebracht. Sie standen als Zeugen während des Aktes, und der Geistliche durfte nichts dagegen einwenden. Ja, er mußte am sogenannten schmutzigen Donnerstag eine Narrenmesse lesen, in der aller im Herrn verstorbenen Narren im Gebet gedacht wurde.

Wie er sich vorgenommen, begab sich der Oberamtmann nach dem nahegelegenen Friedhof. Bald sah er eine kleine wunderlich aufgepußte Persönlichkeit des Weges daher kommen. Sie trug eine schmutzige Haube bis tief in die Stirne, ihre übrige Kleidung kennzeichnete die Inhaberin eines Trödelhandels. Einige Kinder verfolgten die Alte, und so oft eines von ihnen, „Narren-Rosel“ schrie, schalt sie laut und schlug mit dem rotfarierten Regenschirm lebhaft um sich.

Der Oberamtmann ging der alten keuchenden und laut schimpfenden Frau ein paar Schritte entgegen. Bei seinem Erscheinen blieben die Kinder verlegen zurück, die Alte stellte ihr Geschimpfe ein und trippelte nun unbefellig neben dem hochgewachsenen Mann durch das Thor des Kirchhofes.

„Wollt Ihr Euch nicht setzen, gute Frau?“ meinte der Oberamtmann, „Ihr habt Euch ganz außer Atem gelaufen.“

„Geärgert hab' ich mich außer Atem,“ entgegnete sie und machte ein paar unterthänige Kniefse, „bitt' um Entschuldigung, recht um Entschuldigung, zuerst über



„Zu melden, Herr Oberamtmann, jezt bleibt uns gewissermaßen nur noch ein Mittel in der bewußten Geschichte.“



Bald sah er eine kleine wunderlich aufgepußte Persönlichkeit des Weges daher kommen.



den naseweisen Sales, und dann über das schlechte Kindervolk hab' ich mich geärgert." —

Sie nahm nicht auf der Bank neben der Kirche Platz, sondern gegenüber auf einem wunderbar geformten, halbzylinderförmigen Grabstein, über den sich die Zweige einer Trauerweide tief hernieder senkten. Hier saß die Alte wie in einem Nest und schaute schweratmend, offenbar in größter Erregung in das Gesicht des Mannes, der vor ihr stand. Zählte sie auch nicht hundert Jahre, so machte sie auf diesen doch den Eindruck einer tiefen Achtziglerin, deren scharfe unruhige Augen jedoch noch auf vollständige Geistesfrische schließen ließen.

„Ich wollt' Euch fragen,“ begann der Oberamtmann, „ob Ihr instande seid, mir sichere Auskunft über das Grab des alten Fürsten zu erteilen, der auf diesem Kirchhof liegt?“

Die Alte antwortete nicht sofort, erst nach einigen Besinnen sprach sie in langsam gedehnter Weise: „Das kann ich.“

Der Oberamtmann schaute sie hierauf erwartungsvoll an, aber sie schüttelte listig den Kopf: „Ich bin eine arme Frau, warum soll ich was thun ganz umsonst? So lang ich leb', hat mir auch keiner was umsonst gethan.“

„Ihr könnt Euch darauf verlassen,“ sagte der Oberamtmann, „daß sich der Fürst gegen Euch erkenntlich zeigen wird.“

Das kleine Gesicht mit der scharfen Nase und den tausend Falten verzog sich zu einem ungläubigen Lächeln. „Meint Ihr? was wird er mir geben — einen Gulden — was ist ein Gulden! Kann ich mich für einen Gulden lassen begraben — kann ich mir zurückkaufen für einen Gulden, was ich erduldet im Leben? Ich will keinen Gulden — was anderes will ich — und beschworen will ich's haben, daß mein Wille geschieht, sonst könnt Ihr lange stehen und warten, bis ich das Grab verrate.“

„Aber,“ fragte der Oberamtmann, „was ist das für ein Wille?“

„Nun, was wird's sein, kann's eine Kleinigkeit sein, wenn ich opfere einen Gulden? Die Tauf' sollen sie mir wegwischen und mich begraben auf dem Judenkirchhof, damit ich weiß, wo ich hingehör' in der Ewigkeit.“

Der Oberamtmann schaute das in diesem Augenblick leidenschaftlich erregte Weib mit Blicken tiefsten Mitleidens an. Er nahm ihr gegenüber auf der Bank Platz, wartete, bis sie sich etwas beruhigt hatte und meinte dann:

„Wie seid Ihr denn überhaupt zur Taufe gekommen, wollt Ihr mir das nicht erzählen?“

Die Narren-Rosel blieb einen Augenblick stumm vor Erstaunen über dieses Ansinnen, dann sagte sie wie verloren vor sich hin:

„Ist es doch genau das erste Mal in meinem Leben, daß mich ein Mensch nach meiner Geschichte fragt, was kann's bedeuten, was soll's heißen, ist's zu meinem Schaden, oder ist's nicht zu meinem Schaden?“ —

„Nun, Mütterchen,“ unterbrach sie der Oberamtmann, „wie soll's denn zu Eurem Schaden sein, weiß ich erst, wie alles geworden, und was Ihr erlebt, bin ich auch instande, Euch zu helfen und zu raten. Be- greift Ihr das?“

„'s kann sein,“ nickte sie, „'s kann aber auch nicht sein, weshalb solltet Ihr mir helfen oder raten wollen? 's ist nichts ohne Grund in der Welt. Gewiß hat der Sales, der schlechte Kerl, Euch das Märchen auf-

gebunden, ich sei hundert Jahr alt, und nun wollt Ihr mir nachrechnen.“

„Aber, liebe Frau,“ sagte der Oberamtmann, „be- greift Ihr denn nicht, daß wenn ich Euch soll Genug- thung widerfahren lassen, ich erst genau wissen muß, was Euch geschehen ist?“

Die Alte schaute den Sprecher einen Augenblick an, als wollte sie ihm mit ihrem Blick bis ins Innerste der Seele dringen, dann nickte sie kurz und starrte ins Leere. Eine Weile regte sich nichts weit und breit, nur ein Vogel sang in den Zweigen. Langsam zog das Abendrot über den Friedhof hin und überhauchte das fahle Gesicht der Jüdin. „Sie muß einmal schön gewesen sein,“ dachte der Oberamtmann und wartete geduldig, bis die Erzählerin den Faden zu ihrer Ge- schichte fand. Sie saß ein paar Sekunden ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit regungslos da, bis plötzlich ihre scharfgeschweiften Nasenflügel zu zittern begannen und sie mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Worte ausbrach:

„Aus der kleinen Gasse dort trug sie mich heraus, die alte Rebekka trug mich, meiner Mutter Amme, denn sie selber lag krank darnieder; ein Geschwisterkind der Mutter sollte mich mit ihrem Säugling aufziehen, zu ihr wollte mich Rebekka bringen. Es war aber Fastnacht-Dienstag, und sie zogen herum, die Narren, und trieben ihren Unfug, und als sie die Rebekka daher- kommen sahen, ergrieffen sie mich und trugen mich in die Kirche. Die Amme meiner Mutter schrie und rang die Hände, die Narren aber hielten sie fest unter der Kirchenthür, und so hat der Pfarrer mich getauft, und taufte mich Rosel; er hat gesagt, er hätte es nicht gewußt, er hat gesagt, er hätte mich gehalten für ein Christenkind; wer aber getauft sei, der sei getauft. Sie haben zerrissen ihre Kleider wie bei einem Töten, sie haben geschrien und gebetet, sie haben mich getaucht ins Zuelbad, sie haben gefastet; doch die Taufe blieb. Da hat meine Mutter vor Schmach geschlossen die Augen und ist eingegangen in das Reich ihrer Väter. Ich aber wuchs auf und sollte nicht lernen die Gebete meines Volkes, sondern sollte beten wie die Christen. Wenn Rebekka zum Rabbiner ging und schrie mit auf- gehobenen Händen: „Nehmet sie auf in die Gemeinde,“ gab er zur Antwort: „Sie ist getauft, und wir müssen schweigen, wir müssen uns fügen und duden; soll ich die ganze Gemeinde der Heimatlosigkeit aussetzen, um dies eine Schaf zu retten! Wir sind in der Ver- bannung und müssen die Verfolgung ruhig ertragen.“ Also wusch mich Rebekka des Sonntags und nahm mich bei der Hand und führte mich vor die Kirche der Christen. Und ich bin hineingegangen und habe ihr Zischen und Richern gehört, und sah, wie sie sich anstiegen, und ver- nahm's, wie sie mich Jüdin nannten. Da hat mir die Schmach auf die Seele gebrannt, daß ich umfiel wie ein Stück Holz, und sie trugen mich hinaus. Ich aber hab' den Sabbath abgepaßt und mich hineinge- stohlen in die Synagog', in die hinterste Ecke der Weiberschul' hab ich mich gedrückt, um zu hören, wie sie es machten, und wie ich sollte rufen zu Gott in meiner Not. Sie aber haben sich angestoßen und nach mir hingeblickt und mich Goseh geschimpft. Da bin hinausgelaufen wie ein räudiger Hund, und wo ich mich habe blicken lassen, da riefen die Kinder „Narren- Rosel“ hinter mir her, und bei Gott dem Allmächtigen, mein wahrer Name ist Esther! Esther!“ schrie die alte Frau und rang die knöchernen Hände, „und ich hab' ihn nicht sollen hören diesen schönen Namen all mein Lebenlang, und er gehört mir doch zu; so gut als mir



wär' zugekommen, als dem schönsten Mädchen der Gemeind', des reichsten Juden Weib zu werden, so gut als mir wär' zugekommen, Kinder zu haben und Enkel, die mein Alter gepflegt und gehegt."

Sie schwieg, der Mond stand jetzt über dem Friedhofe, und die Blätter der Bäume bewegten sich leise in der Abendluft. Die Frau rechte sich ein wenig von ihrem Sitze auf und spähte mit ihren scharfen Augen hinüber zu dem Manne, der stille dajaz und in Gedanken verloren vor sich hinblickte. „So bin ich gekommen zur Tauf“, sagte sie, „was aber hab' ich für eine Garantie, daß mir Wort gehalten wird, und ich die Tauf' los werde und meine Ruhe finde, hab' ich Euch gezeigt das Grab?“

„Liebe Frau“, sagte der Oberamtmann, „ich gebe Euch mein Wort, es soll Euch geholfen werden, nennet mir ruhig das Grab.“

„Daß ich ein Narr wär“, fuhr sie auf, „denn wo steht's geschrieben und wer hat's gehört, daß Ihr mir Euer Wort gegeben?“

Der Oberamtmann erhob sich: „Gehört haben es wir beide, ist das nicht genug, wollen Sie, die Sie so treuen Herzens sind, nicht auch an die Treue eines andern Menschenglauben, Esther?“

Damit reichte er ihr die Hand hin, sie legte heftig auffahrend die ihre hinein: „Gott, lebendiger,“ schob sie auf, „was hab' ich gehört, hat's doch getönt wie Musik in mein Ohr, möcht' ich doch wieder jung sein und noch einmal leben und nichts hören als: Esther, Esther! So hat geheißt meine Großmutter, so hat geheißt meiner Mutter Urgroßmutter, und wenn ich bin abgetauft und meine Gebeine liegen draußen unter den Gebirgen der Juden, dann wird der Tag kommen, an dem ich auferstehe und sagen kann: Esther, so heiße auch ich!“

„Der Tag wird kommen“, sagte der Oberamtmann. Die Alte fuhr auf aus ihrem Traum: „Not und Elend komme über Euch, wenn Ihr mir nicht Wort haltet, und ich muß weiter irren in der Ewigkeit wie im Leben! Und der Gott meiner Väter mag mir verzeihen und mich nicht strafen dafür, daß ich Euch vertraue!“

Nach dieser Einleitung hatte sich ihr Gemüt offenbar beruhigt, denn ihre Stimme klang um vieles natürlicher, als sie nach einer kurzen Pause zu sprechen fortfuhr: „Ich weiß es noch wie heut, sie begruben ihn an einem Maitag, der ganze Friedhof lag voll roter Kastanienblüten, fremde Reitersmänner umstanden das Grab, es war Abend und sie hatten Eile, denn Krieg war im Land. Ich zählte fünfzehn Jahr; fern von den Kindern, die alle waren gekommen, um das Begräbnis des Fürsten zu sehen, sah ich unter dem Baume dort, der damals voll rosigter Blüten hing; er ist dürr geworden, und doch ist's gar nicht lang her, taum vierzig Jahre sind's.“

Die Alte warf einen schüchtern ängstlichen Blick auf ihren Zuhörer, als erwarte sie einen Widerspruch von seiner Seite, da er aber schwieg, fuhr sie zu sprechen

fort: „Sie fargten ihn ein, und schwangen die Rauchfässer und über den Rauch hinweg starrte einer der Männer unverwandt zu mir her, der Schönste war's von allen, er trug einen weißen Rock, und in seinem Helm leuchtete das Abendrot, und als sie alle gingen, blieb er zurück. Er kam und hob die Zweige des Baumes, unter dem ich saß, in die Höhe, und es ging ein Glänzen über sein Gesicht, als er sprach die Worte: Bei Gott, Mädchen, du bist schön! Regungslos muß' ich sitzen und ihn anschauen, regungslos muß' ich es lassen geschehen, daß er mich aufhob von der Erde und herauszog aus dem Dunkel ins Licht. Da hat er gefragt: wie heißt du? und was mich hielt gefangen, war dahin. Esther, jagt' ich. Esther, schrie er auf, so bist du eine Jüdin, Gott im Himmel und wie lieblich trotzdem, ich aber bin Soldat und darf keine Jüdin zum Weib nehmen, komm', komm' heimlich mit mir, nimm meinen Glauben an, empfang die heilige Taufe; ich will allem trotzen, allem dir zuliebe, denn dein Gesicht ist schöner als alles auf der Erde, und ich muß sterben, wenn du mir nicht folgst; da war's ein anderer, der aus mir sprach, ein anderer, der ein gelendes Lachen ausstieß, und die Taufe schmähete und das Christentum verfluchte, und ich segne diesen andern, der also wider meinen Willen sprach; es war das Blut meiner Väter, das sich aufbäumte und schrie zum Himmel gegen die Gewalt, die ihm von neuem sollte angethan werden. Der Christ floh, ich aber ging hin und riß ein Reis vom nächsten Baum und pflanzte es auf das frische Grab und sprach: Wirst du zum Baume, so hat Gott gesegnet meinen Entschluß, so nimmst er dich als Opfer an dafür, daß ich selber muß ein nutzlos Reis bleiben mein Lebenlang. Der Baum ist gewachsen“, fuhr die Alte nach einer kurzen Pause fort, „und ich sitz' unter seinen Zweigen.“



Da hat er gefragt: wie heißt du? und was mich hielt gefangen, war dahin.

„So ist dies das Grab des Fürsten?“ fragte der Oberamtmann.

Sie nickte. „Ich danke Euch“, nahm er wieder das Wort, „Euer Schicksal hat mir den innigsten Anteil entlockt, verlaßt Euch fest auf mich, liebe Frau.“

Sie hatte ihren Sitz verlassen und stand nun plötzlich wieder in der ganzen Lächerlichkeit ihrer Erscheinung vor dem Oberamtmann da, ihn teils mit Artigkeiten, teils mit Drohungen überhäufend. Endlich aber verließ sie ihn und trippelte die mondbeckienene Gasse vor ihm her. Ein Hund bellte sie an, und sie holte mit ihrem Schirm aus, und ihr lautes Ranken und Schelten tönte scharf durch die abendliche Stille.

Der Oberamtmann ließ das von der Narren-Nosel bezeichnete Grab öffnen, und es fand sich alles vor, wie es in dem alten Familienarchiv zu lesen stand. Der Zinnfarg lag in der That nur sechs Fuß tief unter der Erde, und auf seinem Deckel befand sich das Wappen des fürstlichen Hauses. Das ganze Städtchen war auf dem Kirchhofe, und für wen es keinen



Platz mehr gab in dem kleinen Raum, der faß auf der Mauer oder stand draußen und reckte den Hals. Die Narren-Kosel natürlich befand sich zunächst beim Grabe, denn sie kam nie zu kurz, wenn es etwas zu sehen gab, sondern wußte sich immer Nats zu schaffen mit ihrem rotlarierten Regenschirm und ihren bissigen Redensarten.

Nach stattgefundener Prüfung wurden die Gebeine des erlauchten Herrn feierlich zum Friedhof hinausgetragen; draußen stand der Leichenwagen, der sie aufnahm. Als der Oberamtman sich umwandte, stand die Narren-Kosel in geringer Entfernung von ihm und schaute ihn erwartungsvoll an; unweit der alten Frau stand St.'s zerrissene Gassenjugend und wartete gespannt des Moments, um der Narren-Kosel das Geleit nach Hause zu geben. Aber der Oberamtman trat mit einem freundlichen Kopfnicken an die Narren-Kosel heran, und das Städtchen erlebte das Schauspiel, die beiden ungleichen Gestalten nebeneinander durch die Hauptgasse wandeln zu sehen. Sofort waren die Weiber der Ansicht, das bedeuete etwas, entweder daß die Narren-Kosel wahrscheinlich jemanden fürchterlich betrogen habe, oder daß das Amt es endlich für gut fände, ihr das abscheuliche Geschimpfe zu verbieten, mit dem sie die Jugend verfolgte.

Aber die Verbote des Amtes trafen ganz andere Leute als die Narren-Kosel. Zuvörderst waren es die Lehrer, denen die Aufgabe gestellt wurde, das Herz der Kinder für das Geschick der Narren-Kosel zu erweichen. Sie erzählten von dem Leben der alten Frau, wie der unüberlegte Narrenstreich ihr zum Fluche geworden, und wie sie, fortwährend herumgestoßen und verhöhnt, keinen Augenblick in ihrer Treue für den Glauben ihrer Väter gewankt habe. Den Kindern wurde indes nichts weiter vorgegeschrieben, nur die Bitte des Oberamtmanns legte man ihnen ans Herz, der alten Frau ferner nicht mehr Narren-Kosel nachzurufen. Es sei dies doch ein Vergnügen sehr trauriger Art, einen armen alten Menschen zu verspotten. Dafür wolle der Herr Oberamtman den Kindern ein anderes Vergnügen machen; zu Pfingsten sollten beide Schulen mit ihm zum See hinunter, und da sollten sie es so gut haben, als sie nur wollten. „Und er geht selber mit.“ Das war es, was die Schuljugend nebst des gut-Habens besonders erbaute. Und so legte sich an diesem Abend das kleine Volk mit den besten Vorsätzen und freudigsten Hoffnungen zur Ruhe, indes der Oberamtman, um den sich alle Gedanken drehten, seinerseits nichts anderes im Auge hatte, als das Unrecht wieder gut zu machen, das seine Mitschrisfen einer armen Jüdin angethan.

Die kleine Judengemeinde, welche sich erst seit einem Jahrhundert in dem katholischen Städtchen angesiedelt, war genau ebenso orthodox, als die Einwohner des letztern strenggläubig genannt werden konnten. Der Oberamtman verfügte sich demnach mit einigen Bedenken zu dem Rabbiner, von dessen Bereitwilligkeit so ziemlich alles abhing.

Er fand den Mann in einer dumpfen Stube, damit beschäftigt, den jungen Sproßen seiner Gemeinde Religionsunterricht zu erteilen. Der Raum war zugleich das Familiengemach, denn die Gattin des Rabbiners gab sich darin ihren Vorbereitungen zum Mittagmahl hin; auf der Erde krabbelte eine zahlreiche Nachkommenschaft. Der Oberamtman ersuchte den Rabbiner um eine kurze Unterredung, die ihm bereitwilligt zugesagt wurde. Alsdann verschwanden in Zeit von zwei Minuten sämtliche Kinder, Böglinge und Küchengerät-

schaften wie durch einen Zauberschlag, und die Männer standen einander allein gegenüber. Der Oberamtman erzählte nun dem Rabbiner in kurzen Zügen das Leben der Narren-Kosel; der Mann hörte ihm aufmerksam zu; er hatte die Geschichte in den Einzelheiten, wie sie hier erzählt wurde, nicht gekannt.

„Es wäre mir nie eingefallen,“ sagte er, „der alten Frau die Synagoge zu verschließen, aber sie kommt nicht.“

„Das ist es eben,“ unterbrach ihn der Oberamtman, „die Empfindung, daß sie nicht in die Synagoge gehört, daß die Frauen um sie herum sie spöttelnd betrachteten und begafften, das hat sie einst hinausgetrieben. Es müßte also ein äußerer Akt vor sich gehen, der ihr die Taufe, wie sie sich ausdrückt, wegwischt, und sie innerlich berechtigt, zu ihrem Volke wieder zu gehören.“

„Aber,“ wendete der Rabbiner ein, „wird es nicht Argerniß geben, wird ein solcher Akt nicht übel vermerkt werden?“

„Überlassen Sie das mir,“ unterbrach ihn der Oberamtman, „die Frau steht am Ende eines unverhältnismäßig langen Lebens, das eine Kette von Qualen bildet; wenn wir, was unbedachter Übermut an ihr gesündigt, wieder gut machen können, so dent' ich, sollten wir uns nicht besinnen.“

Der Rabbiner neigte das Haupt: „Die Frau soll wieder eintreten ins Judentum, ihre Aufnahme soll ausgesprochen werden von dem Drei-Richterkollegium, dann kann sie am Freitag-Abend feierlich in der Synagoge erscheinen.“

Der Oberamtman begab sich an dem betreffenden Tag selbst in das Häuschen der Narren-Kosel. Schon über eine Stunde saß sie in ihrem Sterbekleid mitten unter ihrem Trödelkram und wartete, bis es Zeit war, in die Synagoge zu gehen. Als sie ihres Besuches ansichtig wurde, erhob sie sich und sprach: „Euer Wort ist ein Wort, und der Herr segne Euch!“

Der Oberamtman konnte in dem niedrigen enger Raum kaum aufrecht stehen; es war, als ob aller alter Plunder des Städtchens und der Umgegend sich hier ein Stelldichein gegeben, um gemeinsam zu vermodern.

„Hier bringe ich Euch vom Fürsten zwanzig Gulden als Belohnung für den Dienst, den Ihr ihm geleistet,“ begann er.

„Zwanzig,“ schrie die Alte, „Gott lebendiger, hab' ich wollen schenken der Synagog' einen Gulden, nun soll sie haben einen und einen halben.“

Sie verwahrte das Geld sorgsam in dem kleinen Raum neben der Trödelbude, dann klopfte es an die Thür, und die Weiber kamen, um die Narren-Kosel in die Synagoge zu holen. Sie vergaß nicht, beim Verlassen des Hauses dieses sorgsam abzuschließen, und trippelte alsdann die Gasse entlang, an deren Ende sich die Synagoge befand. Eine Anzahl Leute standen am Wege, und sie machten ihre Glossen, denn es war unbegreiflich, wie der Oberamtman einer alten närrischen Jüdin wegen soviel Aufhebens machen konnte. Die Kinder, welche natürlich nicht fehlten, standen eng zusammengedrückt, als lebten sie in der Angst, dem Zuge ihres Herzens nicht Widerstand leisten zu können, denn wie über alle Begriffe lächerlich sah das mumienhafte Frauchen aus in dem steifen weißen Kleid, und wie herausfordernd schaute sie um sich, gerade als lege sie es darauf ab, die Lachlust der Leute zu reizen. Und in der That, ein kleiner Bengel vermochte den Mund nicht länger zu halten, indes soviel Einsicht besaß er, daß er statt Narren-Kosel Esther, Esther! schrie; denn so sollte ja nun die Alte genannt werden.



Aber wenn die Kinder erwartet hatten, daß sie nun wieder um sich schlagen und in Schimpfwörter ausbrechen würde, so sahen sie sich getäuscht. Ein Lächeln, zum erstenmal vielleicht seit Jahr und Tag, ein Lächeln ohne Bitterkeit umspielte den zahnlosen Mund der Greisin. „Ester,“ murmelte sie, „ja wohl, Ester!“ Dann streckte sich der kleine verwachsene Körper und mit einem Blick, dessen Ausdruck an Erhabenheit grenzte, betrat die Narren-Nosel den kleinen Vorhof der Synagoge und verschwand.

### Was Kathrin erlebte.

Geschichte einer Bäuerin, nach erzählt von Mathias Warnak.

Weltabgeschieden liegt ein kleines, armes Dorf in den rauhen Ardennenbergen, an der Grenze der Grafschaft Külsberg, dem einstigen Stammsitz eines längst verschwundenen deutschen Kaiserhauses.

Gering ist der Besitz der wenigen Menschen, die jenes Dörflein ihre Heimat nennen, hart und schwer ihr Tagewerk, mit dem sie sich ein kümmerliches Dasein fristen, und dennoch trennen sie sich ungern, mit Schmerzen von der Stätte, auf der sie in Armut und Dürftigkeit geboren wurden.

Gemüthlich und fröhlich, sind sie zufrieden mit ihrem bescheidenen Lebensloos und sehnen sich nicht hinaus aus den engen Grenzen ihres Daseins.

Wild zerklüftete Felsenberge, dichte Wälder schließen das Dorf ein und breiten selbst an den längsten Sommertagen, eine frühzeitige Dämmerung darüber, nachdem sie spät erst das Tageslicht zugelassen haben.

Auf dem schmalen, steinigen Fußpfad, der sich in vielfachen Windungen von der Stadt Luxemburg her durch die Ardennen zieht, schreitet mit einem schweren Tragkorb auf dem Rücken, ein junges Bauernweib dem Dorfe zu. Trotz der Last bewegt sie sich rasch vorwärts. Der festen kräftigen Gestalt in der schmutzigen ländlichen Tracht, dem frischen Gesicht mit den munteren und klugen braunen Augen, sieht man Gesundheit und fröhlichen Lebensmut an. Mit einem Lächeln auf den Lippen und mit elastischen Schritten geht Kathrin, so heißt die Bäuerin, durch die Berge, als wäre der steinige Felsenpfad ein ebener Tanzsaal, auf dem sie einen lustigen Reigen vollführen wolle.

Jetzt wendet sich ihr Weg um einen Felsenvorsprung, von dem sie gerade unter sich ihr Dörflein liegen sieht. Sie rastet ein Weilchen und blickt auf die bereits in Dämmerung gehüllten Häuser, während die Sonne auf ihrem Scheitel noch in der vollen Augustglut ruht.

Kathrin unterscheidet ihr eigenes Häuschen deutlich in der Tiefe, und ein hellerer Glanz leuchtet in ihren Augen auf, als sie es erblickt.

Dort wohnt sie mit dem Heinrich, dessen Weib sie seit kaum einem Jahr ist, den sie aber geliebt hat, so lange sie denken kann. Nachbarskinder waren sie, Spiel- und Lerngefährten, und nur in der Zeit getrennt gewesen, da der Heinrich als Soldat drei Jahre in der fernern Stadt am Rhein, in Köln, zubringen mußte. Er hätte dort auch nach verbrachter Dienstzeit sein Brot reichlich erwerben können, denn es fehlte dem bescheidenen, anstelligten kräftigen jungen Mann nicht an Anerbietungen verschiedener Art, sowohl von seinen Vorgesetzten, die ihn alle als tüchtigen brauchbaren Menschen schätzten, als auch von Handwerksmeistern, die ihn gern in ihren Gewerken aufgenommen und unterwiesen hätten. Der Heinrich aber schüttelte zu allem, auch den vorteilhaftesten Vorschlägen den Kopf

und sagte: „Ich gehe heim in meine Ardennenberge!“ Dahin zog es ihn. Die Heimat und Kathrin hielten ihn fest.

Nun war Kathrin sein Weib geworden, und beide sind glücklich in Liebe, Einigkeit und gemeinsamer angestrengter Arbeit um das tägliche Brot!

Der Widerschein ihres innern Glückes spiegelt sich in den Zügen der Frau, als sie rasch ihre Last aufnimmt und mit verdoppelter Eile weitererschreitet. Hat sie doch noch eine gute Stunde zu gehen, an Abhängen und Felsgründen vorüber, bevor sie ihr Dorf erreichen kann.

Längst hat die Wendung des Weges ihr den Anblick der Heimat wieder entzogen, ihre Gedanken aber weilen dort und bei ihrem Heinrich, den sie daheim finden wird, wenn sie nach Hause kommt. Er ist wie alle Dorfbewohner Arbeiter in dem nahen Steinbruch, und heute wird dort schon um 6 Uhr Feierabend gemacht, denn es ist Ablöhnungstag. Er geht nie, wie so manch anderer seiner Genossen, in das Wirtshaus, das auch in dem Dorf nicht fehlt, um die sauer verdienten Groschen zu vertrinken, sondern bleibt daheim und erzählt seinem Weibe von dem Leben jenseits der Berge wie er es kennen lernte, oder macht mit ihr Pläne, wie sie mit ihren ersparten fargen Verdiensten ihr Anwesen dereinst verbessern wollen.

Au ihr friedliches anspruchsloses Glück denkt Kathrin, indem sie rüstig fortwandert, und ihr Herz wird so davon erfüllt, daß sie unwillkürlich laut sagt: „Nimmer und nirgends kann es zwei glücklichere Menschen geben als meinen Heini und mich!“

Wie ein Jubelruf klingen die Worte, mit denen Kathrin abermals um einen Felsenvorsprung biegt, und nun liegt das Dorf kaum noch eine Viertelstunde entfernt am Bergesabhang da. Der Sonne letzte Strahlen glühen nur noch auf den Felsenhäuptern, drunten im Thal läutet die Abendglocke, und Kathrin kniet betend auf die Knie. Als sie sich wieder erhebt, haften ihre Augen auf der dichten Dunstwolke, die just über ihrem Häuschen lagert. Sie denkt: „Der Heini ist zurück, und hat schon das Herdfeuer angezündet für unsre Abendsuppe. Sie soll uns schmecken! Er wird so hungrig sein wie ich!“

Eilig geht sie wieder weiter, da wurzelt plötzlich ihr Fuß wie gebannt am Boden. Deutlich nimmt sie über dem Dach ihres Hauses einen aufzuckenden roten Schein wahr, und mit der Schnelle ihres eigenen Atemzuges, schießt aus den Holzschindeln ein spitzes dünnes Flämmchen auf, das zisternd hin- und hertanzte, bis es gierig um sich fressend dem dicht hervorquellenden Rauch freien Ausgang öffnete.

Ihr soeben noch freundlich winkendes Haus wird vor Kathrins Augen ein Raub des Feuers, und sie steht vor Schreck erstarrt, regungslos das Grausige anschauend.

Sie sieht, wie die Funken von der Brandstätte auf die nächsten Häuser fliegen und auch dort zünden. Das ganze Dorf steht plötzlich in Flammen. Die Menschen drängen sich in sinnloser Verwirrung zwischen den brennenden Häusern und suchen ihre Habe zu retten. Einzelne Männer bringen die Dorfspritze und versuchen vergeblich, damit dem Feuer Einhalt zu thun. Bald ist die schwache Menschenkraft an der Gewalt des Elements erschöpft. Die Häuser brennen nieder und die Bewohner haben wenig mehr gerettet als das nackte Leben.

Das laute Jammern und Schreien der vor den Flammen fliehenden Weiber und Kinder weckte endlich Kathrin aus der Betäubung.